

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 12

Artikel: Jonas Truttmann. Dreizehntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 15. März 1933

Heft 12

Vorfrühling.

Stürme brausten über Nacht,
Und die kühlen Wipfel troffen.
Frühe war mein Herz erwacht,
Schüchtern zwischen Furcht und Hoffen.

Horch, ein frautgeschwäg'ger Ton
Dringt zu mir vom Wald hernieder.
Nisten in den Zweigen schon
Die geliebten Amseln wieder?

Dort am Weg der weiße Streif —
Zweifelnd frag' ich mein Gemüte:
Ist's ein später Winterreif
Oder erste Schlehenblüte?

Paul Seyfe.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Bahn.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Es war schon dunkel, als vor dem zerfallenden und häßlichen Arbeiterhause, wo die Pinellis wohnten, Jonas Truttmann mit dem Tschusepp eintraf. Sie waren ein merkwürdiges Paar. Beide schwankten, der eine, weil er ein armer, mißgestalteter Mensch war, der andere, weil er seinen Verstand in der Weinflasche gelassen hatte. Aber dieser hatte doch beinahe den steteren Schritt als jener; denn der Tschusepp war nun schon ein solcher Praktikus im Kampf mit seinen Räuschen, daß er sich nie mehr ganz unterkriegen ließ und mit einer fast erbitterten Entschlossenheit über seine unsicheren Beine Sieger blieb. Heute abend half ihm dabei noch eine halbe Ernüchterung, die die Folge des plötzlichen Erscheinens Truttmanns war; denn es hatte ihn nicht übel überrascht, als dieser in der

Schenke, wo er mit hochrotem Kopf hinter seinem Glase saß, erschien, sich ruhig ebenfalls einen Trank bestellte und ihm gegenüber sich niederließ. Als habe ihn ein bloßer Zufall hergeführt, hatte Jonas, um niemand der sonst noch Anwesenden sich kümmernd, über den Tisch hin zu ihm gesagt, er möge doch auf dem Heimwege noch im Seegut vorsprechen, nicht geachtet, daß Pinelli nur knurrende, lassende Antwort gab, bald zu bezahlen verlangt und nicht nur seine eigene, sondern auch des Trinkers Schuldigkeit berichtigt. Auf einmal hatte er mit dem Kopf eine nach der Tür deutende, nicht mißzuverstehende Bewegung gemacht. Der Tschusepp hatte sich wie unter Suggestion am Tisch in die Höhe gearbeitet und war ihm auf die Straße gefolgt. Dumpf war er mit ihm gegangen ins Seeguthaus, dumpf hatte er dort bis zum Ein-

bruch der Dämmerung in einer Stubenecke gesessen, stumm, wie ein gescholtenes Kind, war er mit ihm hierher gegangen.

Inocenta saß noch auf der Hausbank, als sie ankamen. Sie hatte Kopf und Herz noch immer voll widerstreitender Gedanken. Bei Jonas' Anblick erschrak sie.

Aber ihre Furcht war überflüssig. Als ob er nie Dinge, die sie beide nahe angingen, mit ihr besprochen hätte, grüßte er, bemerkte so obenhin, ihr Vater und er hätten da oben noch einen Gang zusammen gemacht, und jener sei wohl müde und wolle zu Bett. Damit ließ er den Tschusepp zur Haustür hinein.

Pinelli torfelte sogleich mit Holperschritten über die Treppe hinauf.

Jonas drückte Inocenta die Hand kurz und heftig und entfernte sich wieder.

Sie war betroffen von dieser männlich raschen, entschlossenen Art, dankbar dafür, daß er ihr den Vater zugeführt, noch dazu in der Morgenfrühe und in leidlichem Zustand, und im Innersten verwundert, daß ein so tüchtiger Mann sich mit Leuten ihres Schlages so viel Mühe gebe. Verwirrt folgte sie dem Vater in die Wohnung hinauf und fand ihn mitten in der fahlen, häßlichen Wohnstube stehend. Er wiegte den Oberkörper hin und her und schlenkerte mit den Armen, hatte aber die Beine breit aufgestemmt, so sich das Gleichgewicht sichernd.

„Wo ist er?“ fragte er die Tochter mit schwerer Zunge. Seine rotgeränderten Augen standen wie zwei kleine, steife Nägelchen in seinem blauen Gesicht.

„Heimgegangen,“ antwortete sie mit erstickter Stimme. Sie schämte sich seiner mit einer heftigen, sie fast zum Weinen bringenden Scham.

„Respekt,“ radebrechte der Säuser. „Respekt vor dem Truttmann! Das ist schon ein Ehrenmann, das.“

Das Lob, unbewußt, im Laumel hervorgestoßen, wirkte doch so echt und überzeugt, daß es Inocenta im Sinn blieb. Sie antwortete aber nicht darauf, sondern tat die Schlafkammertür auf, dem Vater stumm bedeutend, wo er hingehöre. Mit einem fortwährenden Gemurmeln, in dem immer noch der Truttmann eine Rolle spielte, trollte sich Pinelli hinüber.

Inocenta saß noch lange am Fenster in der dunklen Wohnstube. Es schien ihr jetzt eines mühsamen Entschlusses zu bedürfen, übermorgen wieder nach dem Seegut zu gehen. Lag nicht darin, daß sie Truttmanns Gastfreundschaft

weiter in Anspruch nahm, schon eine Antwort auf seine Frage?

Die Nacht draußen war dunkel. Nicht ein einziger Stern zeigte sich. Die Wolken zeichneten sich nur wie schwere Rauchwirbel vom Himmel ab, und von der Erde auf standen Bäume und Berge ebenfalls als dunkle, gespenstische Schatten. Es wollte auch in dem Mädchen nicht hell werden. Sie fühlte, daß sie den Jonas Truttmann nicht liebte und daß es ein Wagnis bedeute, sich an einen Mann zu fetten, der so wenig war, wie junge Mädchen ihn gerne sahen.

Der Bruder?

Blitzähnlich fuhr ihr der Gedanke an den Soldaten durch den Kopf. Ansehnlicher wäre der sicher! —

Aber die Gedanken kehrten sogleich zu Jonas zurück. War es nicht schön, daß er den Vater ihr heimgebracht? Genöß er nicht Ansehen? Wußte er nicht mehr, als sonst Bauern wissen? Hatte er nicht an allem Schönen Freude?

Mit einem Herzen, in dem eine leise Freundlichkeit für Jonas Truttmann lebendig war, legte sie sich endlich schlafen.

Am Tage danach besuchte Jonas Truttmann einen großen Markt in einem Hauptort im Tal. Er hatte Kaspar, den Knecht, mitgenommen und schritt mit ihm durch die langen Reihen der Tiere, Großvieh und Schmalvieh, die an den Marktpfosten des Platzes gebunden waren. Es waren eine Menge Händler da, aus Welschland besonders, aber auch aus allen übrigen Teilen der Schweiz. Ein Feilschen und Handeln, ein Gemirr von Stimmen in allen Tönen, aus denen die hohen, singenden der Leute aus dem Urserental sich besonders hervorhoben, schwirrte über den Platz. Dazwischen tönte das Murren der Kühe und manchmal murrend und grollend das kurze Gebrüll eines Stieres. Hier umstand eine Gruppe von Käufern, die Stöcke unter den Arm geschoben, ein Bäuerlein, das für einen möglichst hohen Preis seiner Kuh focht, und redete auf ihn ein. Dort waren zwei Händler aneinander geraten und warfen einander allerlei Schmeichelnamen an den Kopf, um vielleicht bald nachher noch ihre Stöcke reden zu lassen.

Das Erscheinen des Jonas Truttmann erregte Aufsehen. Seines armen Ganges, seiner Verwachsenheit halber konnte er nirgends unbeachtet vorübergehen. Es gab aber überall auch Leute, die sich anstießen und hinter ihm hergaffend etwa meinten: „Das ist der Seeguthaus-

ler, einer, der sein Gewerbe versteht, ein gerissener und ein genauer Teufel."

"Der bekommt auch nie genug," schimpfte ein Geißbauer von Bergenried, den Truttmann einmal einer Schuld wegen gerichtlich belangt hatte, und fügte, als ein anderer ihn fragte, wie er das meine, hinzu: „Du brauchst ihm doch nur ins Gesicht zu sehen, der Geiz und die Mißgunst sitzen ihm doch am Munde."

Jonas humpelte fürbaß, hier und da stillstehend und an ein Stück Rindvieh herantretend. Zuweilen wechselte er mit dem kleinen Kaspar ein paar Worte. Das Vieh gefiel ihm nicht recht, da und dort hatte er etwas auszufragen. Jetzt kamen sie zu einem stämmigen Bauern, der mit einem blondhaarigen, halbgewachsenen Mädchen hinter seinem Tier, einer gelbgefleckten, schönen Kuh stand. Zwei Händler feilschten mit ihm, schienen aber zu keinem Ergebnis zu kommen.

"Die scheint nicht übel," meinte Kaspar, die Kuh mit Kennermiene betrachtend.

Jonas trat näher.

"Wollt ihr kaufen?" fragte er die Händler.

"Er verlangt zu viel," antwortete ihm der eine.

Jonas erkundigte sich nach dem Preis und erhielt von dem Bauern ein hohes Angebot.

"Du bist nicht scheu," warf er hin, während ein dünnes Lächeln um seine Lippen ging.

Vielleicht machte das den Bauern unwillig. „Ich vermag das Tier wieder heimzunehmen," gab er prozig zurück. „Und dich habe ich nicht nach deiner Meinung gefragt."

Jonas überhörte die Grobheit. Er beugte sich prüfend über das zum Verkauf stehende Tier.

"Trächtig," erklärte einer der Händler.

"Trächtig?" fragte Jonas mit lächelndem Spott.

"Aber sicher," behauptete der Bauer.

"Das glaubst du ja selber nicht," hielt ihm Truttmann entgegen.

"Was wirst du wissen, Hinkelbein, du!" brauste der andere auf.

Jonas wurde bleich. Es traf ihn nichts so sehr, wie wenn ihm einer sein Unglück vorhielt. Aber er entgegnete kurz: „Wenn ich mich nicht irre, wird sie überhaupt nicht mehr tragen."

Er betrieb sein Gewerbe nicht als einer, der kommen läßt, was kommt. Nicht umsonst standen auch eine Menge Fachschriften in seinem Schrank. Sein Bauerntum war ein fortwährendes Lernen und Erproben. So hatte er sich nach

und nach den Blick geschärft und Erfahrung gesammelt.

Der Bauer ließ ihn kaum ausreden. „O du Prophet," grölte er. „Du schiefer Hund, du!"

Eine Blutflamme zündete über Jonas' Gesicht hin. Er sah dem anderen in die Augen. Sein Mund wurde schmal, und es war jetzt wirklich etwas wie Bosheit in seinen Zügen. „So machen es die, die unrecht haben," sagte er scharf. „Sie übertönen ihren Schwindel mit Geschrei."

"Schwindel, jawohl," fiel ihn der Bauer an, und nun brach eine solche Flut von Schimpfwörtern über ihn los, daß ihm nichts übrigblieb, als zu schweigen.

Die beiden Händler waren vielleicht durch seine Dazwischenkunft etwas verärgert. Zum mindesten nahmen sie eher die Partei des Verkäufers.

"Die Zukunft wird der wohl auch nicht lesen können," meinte der eine von Jonas.

"Du lahmer Giftwurm," geiferte der Bauer weiter.

Dann kicherte das Mädchen dazwischen: „Seht Ihr nicht, wie alles verdreht an ihm ist. So wird es auch in seinem Kopf aussehen."

Diese Rede und der Umstand, daß das Mädchen von Gesicht nicht übel war, brachte die Händler vollends auf jene Seite. Sie lachten laut auf.

Der Lärm des Vorfalls hatte eine Menge Leute herbeigezogen.

Jonas wandte sich zum Gehen. Er hatte Mühe, einen Ausweg durch die Gasse zu finden.

"Seht, wie er gigampfet," schrillte das Mädchen ihm nach.

Das fuhr Jonas in die Seele wie ein Pfeil, das war der Spott, den Geni ihm angehängt hatte.

Gelächter umschallte ihn. Der Bauer vergaß sogar das Schimpfen vor Vergnügen über die allgemeine Lustigkeit.

Nur der kleine Kaspar wandte sich störrisch um, ehe er dem Meister folgte. „Der versteht mehr als ihr alle," knurrte er den Lachern zu, und es war, als ob sein Ernst ihre Lustigkeit etwas dämpfte.

Jonas schritt über den Markt wie ein Geschlagener. Es war ihm, als ob Hunderte von Fräßen ihn anstarrten, Hunderte von Fingern nach ihm wiesen. Da, da konnten sie ihn immer packen, sein ganzes Leben lang, bei seiner Mißgestalt! Die Mädchen besonders! Die hatten

doch ein Auge für so etwas! Eine Wucht von Mut glühte wieder in ihm auf. Er haßte die Leute ringsum, die ganze Welt! Den Geni besonders! Selbst — Inocenta! Hahaha, war er ein Narr gewesen, als ob die andere Augen im Kopfe hätte als die anderen, als ob die vergessen könnte, daß er —. Und selbst die Mutter im Grabe! Doch nein! Plötzlich sah er, wie die Mutter auf dem Totenbette gelitten, wie — sie ihn angeschaut hatte mit dem letzten, erstaunten Blick. Und — er wünschte, daß sie noch dagesen wäre. Vielleicht hätte er dann einmal mit einem Menschen von seinem Unglück reden können. Doch halt! Vielleicht — das ging ihm nun ganz langsam und kühl durch sein aufgeregtes Gemüt —, vielleicht war doch auch die Inocenta ein solcher Mensch! Wieder blühte aus diesen Gedanken die Hoffnung auf.

Er schritt weiter, bis er in eine menschenleere Gasse kam. Kaspar war ihm gefolgt. Sie sprachen nicht von dem, was geschehen war.

„Geh noch die letzten Reihen da drüben durch,“ befahl er dem Knecht und wies nach einer Seite des Marktes, wo sie noch nicht gewesen waren. „Wenn du ein preiswertes Maisrind findest, so bring es heim.“

Damit reichte er Kaspar ein paar Banknoten.

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte dieser.

„Heim“, sagte Jonas, aber nicht kopfhängerisch, sondern geschäftig, als sei ihm eingefallen, daß er zu Hause früher nötig sei.

„Blödsinniges Volk,“ zankte der Knecht vor sich hin.

Aber Jonas hieß ihn noch irgendwo sich Essen geben zu lassen. Dann machte er sich auf den Heimweg. Daß auch für ihn Zeit für eine Mahlzeit gewesen wäre, vergaß er. Es war auf einmal eine drängende Erwartung in ihm, vor der der Zorn erlosch.

Er fuhr mit dem vollbesetzten Dampfboot über den Vierländersee. Er sah niemand. Er saß im Vorderteil des Schiffes. Der Wind blies ihm scharf ums Gesicht, aber er fühlte ihn nicht, sah nicht das blaugrüne Wasser und die senkrecht aufsteigenden Uferfelsen. Er war mit den Gedanken schon daheim. Wann würde die Inocenta kommen? Und würde sie ihm eine Antwort geben?

So in Träume versunken war er, daß er in Bergenried, wo er aussteigen mußte, beinahe sitzengeblieben wäre. Er sah Inocenta im See-
guthaus walten. Sie war da, wenn er vom Feld,

aus dem Stall, von auswärts kam. Sie saß mit ihm allein am Tisch oder zusammen mit der Franzi und Kaspar, den zwei anhänglichen Seelen. Sie las in seinen Büchern, sprach mit ihm von Dingen, die schön und gut waren, wie etwa das, was man aus Büchern lernte oder das, was man in der Natur sah. Sie und er kümmerten sich nicht mehr um die Welt. Ihr Haus und die Arbeit waren ihnen genug. Zuweilen brachte er Inocenta kleine Geschenke. Auch für die zwei, den Kaspar und die Franzi, sorgten sie. Sie sollten wissen, wo sie in alten Tagen blieben. Auch des Tschusepp nahm er sich an. Und — hm — wie glatt und still und wunschlos alles war!

Das Herz schwoll ihm von einer Dankbarkeit ohnegleichen, einem machtvollen Willen zum Guten. Seltsam nur, daß er Genis ganz vergaß und daß auch dieser noch ihr Hausgenosse sein würde.

Er mußte nicht, wie er nach Bergseeon zurückkam. Aber in Bergenried unten hatte er noch zwei Tafeln Schokolade gekauft, die er der Franzi mitbrachte. Er mußte irgend jemand etwas zuliebe tun.

Die Franzi machte kein Wesen mit danken. Sie legte die Gabe in eine Schublade oben in ihrer Schlafkammer. Aber sie legte gleichzeitig und heimlich auch einen neuen Stein zu anderen, aus denen sie in ihrem Herzen das hohe Schloß der Anhänglichkeit an Jonas Truttmann aufrichtete.

Jonas mußte sich gleich an die Arbeit machen. Als er aus dem Stall zum Brunnen ging, sah er am Hause das Gerüst hängen, auf welchem der Tschusepp sonst arbeitete. Heute, Montag, natürlich fehlte er. Auch Inocenta kam nicht. Morgen erst war der große Tag ihrer Wiederkehr. Bis morgen war noch lange. Aber die Arbeit machte, daß es für Jonas früher Abend wurde, als er gemeint hatte.

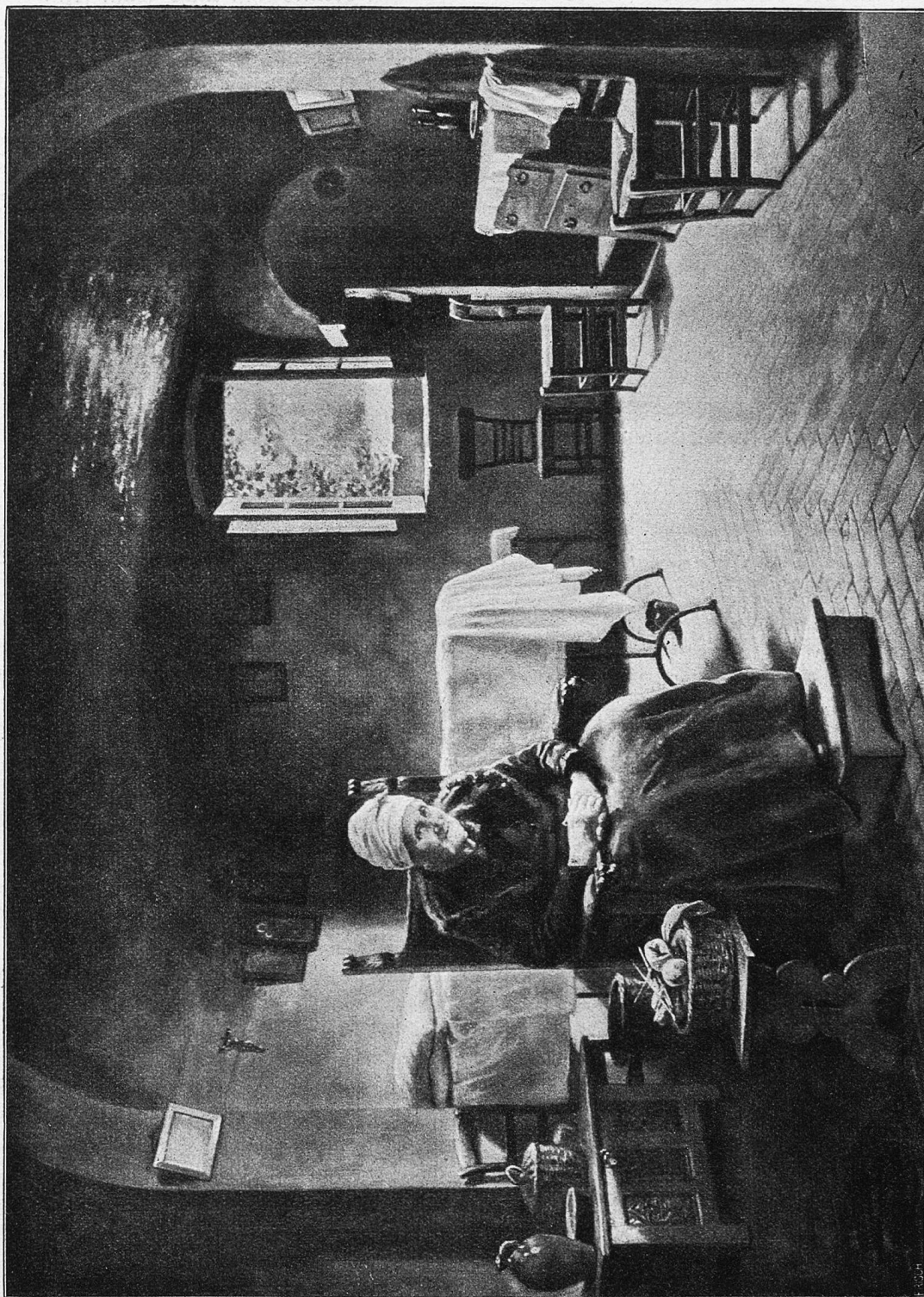
Kaspar kam zurück und führte ein Rind mit sich, das sich sehen lassen konnte.

„Recht hast du es gemacht,“ lobte Jonas und hatte am Preise nichts auszusuchen, so genau und knapp er sonst in solchen Dingen war.

Jonas besprach noch manches mit dem Knecht. Aber seine Gedanken waren beim morgigen Tag. —

Am Morgen war er wie immer der erste im Hause.

Franziska kam die Treppe aus dem oberen



Vereinjamt. Nach dem Gemälde von Rub. Tischbät.

Stoßwerke herunter, als er zu den Röhren gehen wollte.

Sie grüßten einander.

„Heute kommt die Centi wieder,“ sagte sie.

Es trieb ihm das Blut ins Gesicht, und da er nicht wußte, daß die Magd das Mädchen gestern im Dorfe getroffen hatte, wunderte er sich über ihre Feststellung, die doch nur etwas Selbstverständliches sagte. Er erwiderte aber nichts.

Um sieben Uhr traf der Tschusepp ein. Er hing seinen Rock ans Gerüst und machte sich an die Schindeln. Er roch nach Branntwein, denn er nahm immer auf dem Herwege sein Gläschen. Aber sein gestriger Rausch war ihm nicht mehr anzumerken, nur die vielen Räusche seines Lebens standen in seinem blauen Gesicht verzeichnet. Mit einem fast rührenden Fleiß stand er ohne Pause bis zum Mittag auf seinem Gerüst.

Kurz vor Mittagszeit kam auch Inocenta. Sie war befangen, aber als die treuherzige Franzi der erste Mensch war, den sie antraf, wurde ihr leichter ums Herz.

Bei Tische erst begegnete sie Jonas. Sie gaben einander die Hand und sprachen von Alltagsdingen.

Jonas war aber noch immer in der Stimmung von gestern, dieser ruhevollen, fast einer Gewißheit gleichkommenden Erwartung.

Inocenta fühlte sich seltsam heimisch.

Raspar, der Knecht, und Franziska verließen nach der Mahlzeit die Stube. Auch Inocenta wollte hinausgehen. Aber ihr Vater, der wie Jonas noch schwarzen Kaffee vorgelegt bekam, hielt sie mit den Worten fest: „Bleib! Das ist die gemütlichste Zeit des ganzen Tages, wenn man sich sattgegessen hat und zufrieden miteinander ist.“

„Wie wäre es, wenn Ihr Centi am Sonntag und Montag auch so Gesellschaft leistet?“ meinte Jonas.

Pinelli machte kleine Augen. „Ja —“ sagte er mit einiger Nachdenklichkeit ernsthaft, „da habt Ihr ganz recht, aber — das ist nicht mehr zu machen.“

„Gebt Euch einen Ruß.“

„Bekommt Ihr ein gerades Bein, wenn Ihr das tut?“

Jonas errötete. „Das hat mir das Leben angetan,“ sagte er bitter.

„Das Leben“, murmelte der Tschusepp so vor sich hin, „kann das nicht auch bei mir schuld

sein?“ Er schüttete sein Gläschen mit Branntwein vollends in sein Schwarzkaffeeglas, es rüttelnd, bis der letzte Tropfen heraus war.

Jonas konnte ihm nicht gram sein.

Plötzlich sprang Pinelli auf ein anderes Thema über: „Es ist Zeit, daß ich hier fertig werde. Der Gemeindepräsident von Bergenried ist schon zweimal bei mir gewesen, daß ich mit dem Einscindeln bei ihm zu Hause beginnen soll.“

Sie kamen nun auf die vielen Bau- und Ausbesserungsarbeiten, die in der Umgegend vorzunehmen waren.

Schlag zwei Uhr stand der Tschusepp auf, um sein Geschäft wieder aufzunehmen.

Inocenta wurde der Boden heiß.

Aber Jonas sprach sie an. „An Pünktlichkeit und Fleiß nimmt es dein Vater mit jedem auf.“

„Er könnte ein angesehenener Mann sein,“ sagte sie, „wenn —“

„Ansehen?“ entgegnete Jonas. „Ich nehme ihn nicht in Schutz. Aber — ist es so wichtig, was andere von einem denken?“

Sie fühlte, daß seine Menschenverachtung aus ihm redete.

Da fuhr er auch schon fort: „Mit meinem Ansehen ist es auch nicht weit her.“

Sie mußte lächeln. „Soll ich Euch sagen, was man von Eurer Tüchtigkeit spricht?“ sagte sie.

„Die Menschen verwechseln das mit Glück,“ sagte er mit verzerrtem Mund. „Ihre Hochachtung gilt meinem Geld. Wenn ich arm wäre, könnte ich betteln gehen mit meinem lahmen Bein, und auf meinen krummen Buckel würde es mehr Spott regnen als Brot in meinen Sack.“

Inocenta schwieg. Wie schon oft, wehte es sie kalt an aus seiner inneren Einsamkeit.

Er aber fuhr plötzlich mit einer weichen Stimme fort: „Freilich jetzt, seit einiger Zeit, denke ich manchmal, daß ich zu Ansehen kommen könnte. Nicht zu einem großen, nicht draußen, nur so — in dieser Stube, im Haus etwa, und was darum herum mir gehört.“

Es wurde still in der Stube; selbst die Franzi in der Küche draußen, die sonst bei der Arbeit gern rumpelte und lärmte, schien irgendeiner lautlosen Beschäftigung obzuliegen. Eine ganz blasser Sonne geisterte um die Fenster, und dazu fielen Tropfen aus einem gelbgrauen, blendenden Himmel, Tropfen, die man auf die Gesimse

fallen hörte, so daß es wie ein Pochen scheuer Kinderfinger tönte.

Jonas fuhr mit gedämpfter Stimme weiter: „Da wären die Franziska und der Kaspar, die zwei Schaffer, und du und etwa — dein — der Tschupp und ich. Wir wären friedlich beisammen, wären es alle Tage. Du — du stelltest etwa ein paar Blumenstöcke vor die Fenster. Du sticktest eine Decke dort auf die Kommode. Du säßest bei mir. Wir läsen oder gingen irgendwo hinauf in die Höhe, wo man die Welt sieht, aber die Leute nicht. Ich — was ich täte — kann ich nicht sagen, weiß nur, daß ich dich heilig halten würde.“

Er brach ab; seine Stimme war morsch geworden.

Was für merkwürdige Augen er hat, dachte Inocenta und sah sie auf den Tisch geheftet, als lese er von dessen Platte etwas ab. Sie waren von einem tiefen Braun, und das Weiß um die Pupille hatte einen scharfen Glanz wie Porzellan. Warum sagt er von dem Bruder nichts? war das nächste, was Inocenta dachte, und sie wunderte sich, ob dieser überhaupt nicht mehr heimkommen werde. Aber darüber hinaus hatten seine Worte und das tiefbewegte Schwingen seiner Stimme sie eingesponnen. Es war ihr, als sei das, was er gesagt hatte, alles schon Wirklichkeit.

Jonas schwieg. Seine eigenen Worte wirkten in ihm nach. Und auf einmal kam auch ihm der Gedanke an Geni. Und auf einmal war seine sinnende Seele wie ein Vogel, der in plötzlicher Angst aufflattert.

Er hatte anfänglich gar nicht daran gedacht, von dem Mädchen eine Antwort zu verlangen. Aber jetzt packte ihn etwas Hastiges, Stoßendes. Es war schon Furcht vor Ablehnung, die ihn fragen ließ: „Würdest du es so wollen?“

„Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr,“ sang draußen die Franziska. Ganz unvermittelt brach ihre schrille, dünne Stimme aus dem Schweigen des Hauses hervor.

Aber Inocenta war es, als ob die plumpe, treue Franziska ihr die Hand gebe. Alle Bedenken schwiegen in einem Friedensempfinden, das sie umfing. „Warum sollte ich es nicht können?“ antwortete sie Jonas, ohne ihn anzusehen.

Er schob die Hand auf die ihre, die auf dem Tisch lag. Ganz leise legte er seine dünnen, aber kräftigen Finger darauf. Sie schlossen sich, noch zaghaft und zögernd zuerst, dann immer fester um die ihren, so daß es keiner Worte mehr be-

durfte. Eine solche Fülle lange unterdrückt gewesener scheuer, hoffnungsvoller und doch noch von Angst durchzitterter Empfindungen strömte aus seinem Herzen in die Hand, daß Inocenta, die das Leben noch wenig kannte, wie von etwas Gewaltigem erschüttert und halb verwirrt, halb fortgerissen wurde.

„Heißt das,“ fragte Jonas endlich, „daß du — daß du mich nehmen könntest?“

Sie wußte, daß sie jetzt nicht mehr entinnen konnte, daß sie ihm Antwort geben mußte. „Wenn Ihr meint, wenn —“ stotterte sie, „ich bin ja doch nur ein armes Mädchen. Man wird sicher viel reden darüber.“

Es war dunkel geworden. Eine schwere Wolke war heraufgerückt, und es waren nun nicht mehr einzelne Tropfen, sondern windgepeitschter Regen, der an die Scheiben trommelte. Auch grollte fern ein langer, murrender Donner.

Jonas ließ Inocentas Hand nicht los und wandte sich zum Fenster. „Sie murren, hörst du?“ sagte er mit einem Lachen, das ihm in der Brust sitzen blieb und fast wie ein Schluchzen klang, so sehr kam es aus seiner Erregtheit her. „Was kümmert das uns, daß da ein Murren ist und ein Unwetter? Ich brauche nur die Lampe anzuzünden, dann ist es hier innen hell. So wollen wir es auch halten. Wir zünden nur immer die Lampe an und lassen es hell sein und kümmern uns nicht um die Welt.“

„Nicht wahr?“ fragte er noch, als sie schwieg.

Sie nickte und sah vor sich nieder. Ihre Wangen waren sehr heiß.

Jonas berührte zum erstenmal ihren Arm, ihre Schulter. Er fuhr mit einem zärtlichen Streicheln darüber, ganz sacht, wie man etwas sehr Wertvolles oder Zerbrechliches anrührt. Er wagte nicht, sie zu küssen.

Dann stand er plötzlich auf und ging hinaus.

Er wollte zu Pinelli. Im Vorbeigehen erblickte er in der Küche die Franziska. Das starke, plumpe Weib mit dem roten Gesicht scheuerte eine Pfanne.

Er konnte sich nicht enthalten, unter die Türe zu treten.

An den Pfosten gelehnt, sagte er: „Es ist ein Brautpaar im Hause.“

Franziska hielt in der Arbeit inne. Sie ließ den kleinen Besen in die Pfanne fallen und wuschte die Hände an ihrer rauhen Schürze sauber. Eine dieser Hände, die voller Riten und Schwielen war, streckte sie aus.

„Glück,“ sagte sie. „Ich habe gewußt, daß es so kommt.“

Er nahm ihren Glückwunsch hin und war wie im Rausch.

So hinkte er hinaus, um mit dem Tschusepp zu reden.

Franziska hörte, wie mühsam er hinausstolperte. Bisher hatte sie ihm ohne viel Überlegung gewünscht, daß er die Inocenta bekomme. Jetzt schien ihr, diese bringe doch ein Opfer, und sie glaubte, ihm schuldig zu sein, daß sie Inocenta auch ein Wort zu seinen Gunsten sage. Gedankenvoll, immer noch die Hände an der Schürze reibend, begab sie sich in die Stube hinüber.

Sie und Inocenta begegneten sich in der Tür,

die Schwerfällige, Häßliche und die Feine, Kraushaarige mit dem Gesicht, wie es die großen italienischen Maler wohl gemalt hatten.

„Glück,“ sagte Franziska noch einmal.

Inocenta war verwirrt. Was war geschehen? dachte sie.

Die Franzi stand vor ihr. „Der Truttmann ist nicht der erste beste,“ sagte sie. „Er hat wenig Gutes gehabt. So muß man gut mit ihm sein. Dann kann man es schön haben.“

Inocenta hörte sie reden. Aber es drang noch nicht in sie hinein. Erst später, als sie schon wieder daheim war und über die Ereignisse nachdenken konnte, fiel ihr ein, wie ernst und merkwürdig die Magd von ihrem Meister gesprochen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Dämmerstunde.

Nun ruht der Tag, auf seinen müden Schwingen
Blüht noch ein liches Rosenwölklein aus,
Der Abendwind mit leisem Singen
Löschst auch dies letzte Leuchten aus.

Nun komm, mein Kind, nun sollst Du mir erzählen
Von deinem Tag und was er dir gebracht,
Von seinen Freuden, seinen kleinen Leiden —
Die Dämmerstunde ist für uns gemacht.

Die Dämmerstunde baut die starken Brücken,
Darauf Vertrauen und der Glaube geht,
Dein Seelchen kommt darauf zu mir geschritten,
Zur Mutter, die sein ganzes Sein versteht.

Hier ruht dein kleines Herz von seinen Sorgen,
Manch Schärfelein heilt, das dir der Tag heut schlug —
Bald kommt die Nacht, und mit dem neuen Morgen
Kommt neue Kraft zu einem neuen Flug.

Afra Güntert.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

El Kantara.

Von Ernst Eschmann.

Unser Auto eilt von Batna aus der Wüste zu. Manchmal will es scheinen, daß wir schon rings von ihr umgeben sind. Nur noch spärliches Grün sprießt aus dem Boden. Schaf- und Ziegenherden weiden es ab. Ein Hirte treibt sie über die öde Ebene. Die Straße ist gut gebaut. In vielen Krümmungen, die oft kilometerweit ausholen, zieht sie den Höhen und Hügeln entlang, die die Einsamkeit malerisch und kurzweilig machen. Willkommene Abwechslung schaffen die kleinen und großen Kamelfarawanen, die Gruppen so bunt zusammengewürfelter Menschen, die zu Fuß den Tieren folgen. Jungvögel reitet auf den farbigen Sätteln. Rote Teppiche leuchten in der Sonne.

Die Erde dürrt. Ein paarmal taucht ein Flußbett auf. Aber kein Wasserlein rührt sich darin. Und doch deuten die ausgewachsenen Felsen und Uferländer darauf hin, daß zuzeiten hier gewaltiger Regen fällt.

Wieder sind zehn, zwanzig Kilometer vorübergefaßt, ohne daß wir einheimischem Volke begegnet sind. Jetzt rattert und stäubt uns ein übervoller Autobus entgegen. Er hält den spärlichen Verkehr aufrecht, der die entlegenen Siedlungen verbindet. Eine Bahn ist ja auch noch da. Aber ihre Kurse sind spärlich. Ein oder zwei Züge im Tag genügen dem flauen Verkehr.

So bereitet sich die Wüste vor. Mit Spannung fliegt ihr der Europäer entgegen. Er freut sich, daß das Auto Tempo annimmt. Es darf. Unendliche gerade Strecken verkürzen sich dem Horizonte zu. Steinklopfende Arbeiter, die der Straße dienen, flitzen wie Wandervögel vorbei. Ein Dorf! Mac Mahon! Wohlthuend wirkt diese Stätte der Kultur. Wo sonst Steine, Geröll und ausgetrocknetes Erdreich die Herrschaft haben, ist jeder Baum, jedes grüne Blatt eine Erquickung.

Die Landschaft nimmt großes Format an.